Im Wirkungskreise der Frauen.

Krieg und Geselligkeit.

Es wird sicher nicht an Leuten fehlen, die von der Pflege der Geselligkeit nichts, gar nichts wissen wollen. In einer Zeit, wo der Menschheit und besonders unserem Vaterlande tagtäglich die schmerzlichsten Wunden geschlagen werden, da dürfe man nicht zusammenkommen, um sich zu unterhalten, zu freuen, zu erheitern, von den schweren Tagesereignissen abzulenken. Das sei taktlos gehandelt, auch unpatriotisch gedacht, das beweise einen bedauernswerten Mangel an Verständnis für unsere überaus ernste Zeit und an Mitgefühl für die Leiden der anderen, unseres ganzen Volkes. Die Schwere der Zeit, so behaupten sie, verlangt Einschränkung, ja Enthaltsamkeit jeglicher nur der Geselligkeit dienenden Veranstaltungen.

Ganz gewiß liegt in dieser Anschauung ein sehr berechtigter Kern verborgen. Es ist zunächst ganz selbstverständlich, daß man eine ernste Zeit auch als solche würdigt, daß man nach ihr auch seine ganze äußere Lebensweise verändert, daß man zu persönlichen Opfern bereit ist. Und in unseren Tagen, wo man der lauten Lebensfreude und dem materiellen Genuß gewiß nicht wenig Recht eingeräumt hat, dürfen wir es nur freudig begrüßen, wenn wieder mehr zur stillen Einkehr, zum freiwilligen Verzicht geschritten wird, wenn unser ganzes Volk wieder mehr einer ernsteren Lebensauffassung zuschreitet, wenn es mehr entsagen lernt. Soviel ist ganz gewiß, es ist jetzt nicht an der Zeit, rauschende, lärmende, oberflächliche Feste aller Art zu feiern. Wer sie beginge, dem müßte man allerdings jegliches Gefühl für den schweren Ernst der Zeit absprechen. Alle Feste, die in der Familie jetzt gefeiert werden, müssen eine gewisse Einschränkung erfahren, und zwar inbezug auf ihre äußere Gestaltung wie den Ton, den Geist, der sie beherrscht. Das bezieht sich auf Hochzeiten, Jubiläums- und Geburtstagsfeste. Ihre Feier muß mit der Würde der Zeit in Einklang gebracht werden. Sie müssen zum guten Teil einfacher und stiller sein. Es ist ebenso selbstverständlich, daß sich keine öffentlichen Veranstaltungen in würdelosem Gegensatz zur Gegenwart stellen.

Unser innerstes Wesen besteht doch stets darin, daß wir mit Menschen zusammenkommen, daß sich zwischen unseren und ihren Seelen eine feine Brücke schlägt, daß unser Geist sich gegenseitig anregt, unser Herz sich erwärmt, daß wir auf eine höhere Warte des Lebens steigen und Kraft und Mut gewinnen für die neue kommende Flut des Lebens. Ich meine eine solche geist- und herzerfüllte Geselligkeit kann man unter allen Umständen gutheißen, und ich kann es mir wohl denken, daß mancher ihrer in schwerer Zeit sogar mehr bedarf, als in gewöhnlichen Tagen. Es treibt ihn jetzt aus der Einsamkeit heraus, weil er vielleicht mit sich selbst nicht allein fertig wird, manches nicht allein erträgt, er fühlt sich wohler in der Nähe lieber Menschen, die seinen Kummer teilen, die ihn trösten, ablenken und dadurch tragen helfen. Ebenso ist es zu verstehen, wenn wir auch jetzt so wie bisher öffentliche Stätten der Kunst oder solche Orte aufsuchen, wo uns irgend etwas gutes geboten wird. Dadurch werden wir für einige Stunden der Unruhe des Gemüts entzogen, von den Tagessorgen abgelenkt, mit neuen, edlen Eindrücken erfüllt, die auch im folgenden Alltag nachwirken werden, unsere Leidenschaften beruhigen sich, wir gewinnen wieder neue Lebenskraft. Edle Geselligkeit kann uns nur fördern, und wir haben daher zu erwägen, ob, wenn uns Schmerz und Schwermut drücken, wir nicht die Pflicht haben, uns durch Geselligkeit zu helfen.

Freilich, auf die rechte Art kommt es in erster Linie an. Und sie gerade, wie so vieles andere, soll uns der Krieg wieder von neuem lehren. Wir hatten zweifelsohne den Sinn dafür verloren. Unsere Geselligkeit krankte an zwei großen Uebeln. Es machte sich der Zug aus dem Hause und der Trieb nach materiellem Genuß stark bemerkbar. Wir zogen es vor, uns am Stammtisch, im Klub, im öffentlichen Lokalen zu treffen und verlernten den Geschmack an der intimen häuslichen Geselligkeit mit ihren feinen Reizen, die die Oeffentlichkeit niemals gewähren kann. Wir luden uns ferner zu viele Gäste ein, zu viele Personen, die nicht zusammenpaßten, und schon deshalb mußten viele an dem wirklichen Gewinn, den echte Geselligkeit doch abwerfen soll, leer ausgehen. Und das schlimmste vor allem war, daß wir unsere Geselligkeit ebenso wie unsere Feste, wie unser Leben überhaupt, zu sehr veräußerlichten; sie muß wieder wahrer, besser werden, und die jetzige Zeit ist der beste Anlaß zur Wandlung. Wenn wir jetzt Geselligkeit pflegen, so wird uns schon unser Empfinden davor bewahren, uns mit Dingen zu unterhalten, die mit der Würde der Zeit unvereinbar sind, nicht äußere Rücksichten, sondern unser Herz wird uns zu anderen Menschen treiben, wird werden uns nur die Menschen laden und nur zu denen gehen, die unserem inneren Menschen etwas zu geben haben. Damit werden wir wieder zur echten Geselligkeit, die in diesen Zeiten gewiß ihre besondere, hohe Aufgabe zu erfüllen hat, zurückkehren, und bei näherem Ueberdenken dürfte es keinen Menschen geben, der sie, wenn er sie auch schon selbst nicht pflegt, doch bei anderen zu verurteilen sich erkühnte. Dem Kriege aber wollen wir es danken, wenn er uns auch auf dem Gebiete geselligen Lebens innerlich zum Guten wandelt und uns zu reiner, edler Menschlichkeit zurückführt.

Bin nicht im Fleisch, doch in der Wurst,
Nicht in der Haut und doch i Darm;
Hast mich im Hunger und im Durst
Und findest mich bei reich und arm.
(R.)

Unser Turkey.

Der amerikanische Truthahn ist ein wunderschöner Vogel. Das kastanienbraune, metallisch schimmernde Gewand zeigt samtschwarzen Saum, die Schwingen sind schwarz-weiß gerändert und im Sonnenschein schillern die Farben ins Dunkelblaugrüne und Violette hinüber. Die Steuerfedern des Hahnes, die er mit knarrendem Geräusch zu einem weiten Rad entfaltet, sind rotbraun, mit grauem und schwarzbraunem Bande. Einen prächtigen Anblick soll der wilde Truthahn bieten. Er gilt für einen der schönsten Vögel und zeigt in dem Kupferschimmer seines Gefieders eine herrliche Farbenstimmung.

Den Puter als delikaten Braten auf der Markt zu bringen, wenn in den Städten die Geselligkeit beginnt und Festessen abgehalten werden, ist jedenfalls am vorteilhaftesten für die Züchter. Aber just wie der Karpfen für Sylvester, so ist unser Turkey der typische Danksagungsbraten. Der sieben bis neun Monate alte Hahn erreicht ein Gewicht von 18 bis 20 Pfund, während das Huhn es im gleichen Alter kaum auf 10 bis 12 Pfund bringt. Die Entwicklungsgeschichte des Truthahns ist demnach keine längere als die des Haushuhns, sie braucht auch nicht mehr Futter als dieses, und doch ist der Ertrag des Fleisches ein doppelter. Alte Truthähne sind ziemlich selbstsüchtige Gesellen; sie wissen sehr wenig von Elternliebe. In Erregung gebracht, werden sie der Nachzucht manchmal direkt gefährlich, ja die Tyrannen schlagen manchmal unbarmherzig die kleinen Küchlein mit ihrem harten Schnabel tot, wenn sie ihnen in den Weg laufen.

Der Puter ist wohlgeeignet, auch in einfacheren Haushaltungen verwendet und wenigstens an hohen Festtagen einmal aufgetischt zu werden. Der Vogel kommt nur als Braten zu seiner vollen Würdigung; es wäre auch eine Geschmacksverirrung, wollte man das saftige Fleisch marinieren, pöteln oder sogar zu Fritassee verkochen. Nur die Füllung mit seiner Fleischfarce kann man durch die feingewiegte Leber, Sardellen (wenn möglich), Kapern, Trüffeln, Zitronenschale pikant und verschiedenartig gestalten. Den Kropf füllt man dagegen mit einem Füllsel von Weißbrot, Mandeln, Korinten, einigen Eiern und etwas Rosenwasser. Ehe der Puter gut vorgerichtet und dressiert in den Bratofen kommt, umwickelt man ihn mit einem gebutterten Papier oder belegt das Brustfleisch mit flachen Speckscheiben. Während der zweiten Hälfte der Bratzeit übergießt man ihn mit Rahm, rundet zuletzt die Sauce etwas ab und garniert den leckeren Braten mit Champignons. Eine Zutat von Gewürzkräutern wie Beifuß, Sellerie, Majoran, Tymian, direkt an den Braten dürfte als eine Zerstörung der Geschmackseinheiten des Truthahnfleisches anzusehen sein. Der junge Indian wird nach dem Zurichten mit Salz eingerieben und in Butter durchschnittlich zwei Stunden lang goldbraun gebraten. Versteht es dann die Hausfrau, den ansehnlichen, herrlich duftenden, saftigen, zarten Braten geschmackvoll zu servieren, so bildet der Truthahn einen ihrer selbst, ihrer Familie wie ihren Gästen wohlgefälligen Glanzpunkt auf der Danksagungstafel. Der Nutzen dieses vorzüglichen Hausgeflügels ist so vielseitig, daß es auch in Europa immer mehr gelingen wird, etwaige Schwierigkeiten bei der Aufzucht der Truthühner zu überwinden. Als Hauptgesetz sollte dabei beachtet werden, daß die Natur stets die beste Lehrmeisterin ist.

Heuer wird sich mancher diesen Genuß versagen müssen, aber wer sich seiner erfreuen kann, danke seinem Schöpfer für die herrliche Gottesgabe!

Sollen die Kinder im Sand spielen?

Wenn es nach dem Wunsch der Kleinen gehen dürfte, so würde die Frage sehr rasch entschieden sein, denn sie padeln ungemein gern im Sand und können sich mit diesem rinnenden Material stundenlang beschäftigen. Vom gesundheitlichen Standpunkt aber kann man dem Spielen im Sand nicht ohne jeden Vorbehalt beistimmen. Es kommt da sehr auf die Beschaffenheit des Sandes an. Ist er nach regnerischem Wetter kühl und feucht, so kann man das Kind nicht in den Sandhaufen setzen, da es sich sonst ungemein leicht erkälten kann. Ist der Sand sehr trocken, so ist er auch für das Kind nicht brauchbar, denn er erzeugt alsdann schon bei mäßigem Hantieren viel Staub. Daraus erhellt, daß der Sandhaufen nur zu bestimmten Zeiten, wenn er mäßig trocken und von der Sonne durchwärmt ist, sich als Spielplatz für Kinder eignet. Dabei wird aber vorausgesetzt, daß der Haufen von wirklich reinem Sand aufgeschüttet wurde und auch peinlich sauber gehalten wird. Das läßt sich wohl in Privatgärten durchführen. Wird aber der Sandhaufen auf einem öffentlichen Platz angelegt, so läßt es sich nicht vermeiden, daß er bald verunreinigt wird. Spielen die Kinder neben- und nacheinander auf ihm, so ist die Gefahr einer etwaigen Uebertragung von Krankheiten vorhanden.

Die Jugend mein.

Die Jugend mein trägt schwere Last,
Ich wollt', ich wäre alt;
Die Purpurfahne sinkt vom Mast,
Dann wird die Sehnsucht kalt.

Der Liebe süße Traurigkeit,
Das rasche Blut verglüht,
Der edle Zorn, das heiße Leid
. . . . . Ein fernes Lied.

Hildegard von Hippel.

Frau Hella.

Novelle von **Rudolf Herzog.**

Seit einer Stunde schon lag sie wach. Nur ein wenig hatte sie nach dem Sonnenstrahl geblinzelt, der sich durch die Vorhänge stahl, an dem schlank gemeißelten Arm, der sich unter die schweren, dunklen Flechten geschoben hatte, hinaufhuschte und nun auf dem schönen, blassen Antlitz mit den langen, gesenkten Augenwimpern haften geblieben war. Fast erschrocken hatte sie die Augen gleich wieder zugedrückt. Dann wurde das Gesicht still, regungslos — und jetzt, jetzt bebte es um den geschweiften roten Mund wie ein Lächeln, das sich nicht recht hervorwagt und das in seiner unterdrückten Erregung und Seligkeit den ganzen Menschen erzittern macht. Es war ihr so wohl, so unendlich wohl. Nur nicht sehen, nur nicht in die Sonne blicken — das hieße: die Träume töten. Träume —? Hatte sie denn geträumt? War es denn nicht Wahrheit? Ja, ja und tausendmal ja, es war Wahrheit. Sie lebte und hatte es erlebt! Und würde es weiter erleben —

Die Lippen öffneten sich halb, und aus der hochgespannten Brust rang sich ein Ton, ein Seufzer um verlorene Tage, ein Schrei nach künftigem Glück. Und sie schauerte leicht zusammen vor dem rätselvollen Klang.

Die Zofe trat ins Zimmer; sie glaubte, die Herrin habe sie gerufen. Aber sie winkte ihr zu gehen, ohne sich zu regen, ohne die Wimpern zu heben.

Ganz still lag sie. Nur in den Augenwinkeln zuckte es leise, und um die Lippen zitterte ein Lächeln, ein fragendes, sehnendes, ergreifendes Lächeln, das die Geschichte vieler Jahre barg. Und auf einmal dachte sie ihr ganzes Leben zurück.

Sie sah sich als Mädchen. Jung, schön, die einzige Tochter eines reichen Mannes, der sein großes Vermögen durch Häuserspekulationen erworben, hatte sie eine Jugend verlebt, wie wenige ihresgleichen. Was sie wollte, geschah. Jede Laune, kaum ausgesprochen, wurde erfüllt. Der Vater, aus armen Kreisen stammend, war stolz darauf, sein Kleinod im Glanze seines Reichtums zeigen zu können. Für sie war ihm kein Opfer zu groß. Ihr wollte er mit seinem hart erworbenen Gelde eine Stellung in der Gesellschaft schaffen, die ihm selber infolge seines geringen Bildungsgrades verschlossen geblieben war. Sie sollte einst einen Namen heiraten, einen Titel. Darin sah er das Glück seines Kindes und auch das seine.

Und sie, Hella? Sie ließ es sich gefallen, verhätschelt zu werden, es machte ihr Freude, einen Kreis von Anbetern um sich zu sehen, mit denen sie schalten und walten konnte, wie mit den Millionen ihres Vaters. Ueber die Liebe las sie in Romanen und lachte darüber. Sie war der Ueberzeugung, daß eine Handvoll Checks auch in der Liebe das beste „Sesam, öffne dich" bildete. Und die Checks standen ihr zur Verfügung. Weshalb sich also freiwillig all den lächerlichen kleinen Qualen hingeben, wenn sich die Ehe um so vieles bequemer erreichen ließ. Sie wußte, daß sie dereinst repräsentieren würde, und das war dem jungen Mädchen die Hauptsache.

Ein einziges Mal waren ihre Grundsätze ins Wanken gekommen. Ein junger Architekt, der viel mit ihrem Vater geschäftlich verkehrte und nen der alte, skrupellose Baufspekulant etwas protegieren wollte, um die Kunst des mittellosen, aber hoch talentierten Anfängers gründlich ausnutzen zu können, hatte seinen Besuch gemacht und war zu den offenen Abenden und den häufig arrangierten kleinen Festlichkeiten zugezogen worden. Zuerst behandelte ihn Hella wie die anderen Herren, oder sie versuchte es doch. Aber bald wurde sie zu ihrer Verwunderung gewahr, daß in diesem namenlosen, armen Teufel ein gut Teil Männlichkeit mehr steckte als in ihren sämtlichen Flaneurs und Kurmachern zusammengenommen. Diese Beobachtung zu machen, war ihr nicht unlieb, aber es ärgerte sie im höchsten Grade, als sie bemerkte, daß sich der junge Axel nicht im geringsten um ihre herrischen Launen zu kümmern schien, oder sein Gesichtsausdruck allein sie einfach als Unarten bezeichnete. Sie nahm sich deshalb vor, den Menschen völlig links liegen zu lassen, und tat dies so gründlich, daß sie bei jedem dreisten Paradoxon, das sie in die Unterhaltung warf, genau beobachtete, welchen Eindruck es auf Axel hervorbrächte. Ohne daß sie es selbst wollte, nahm dieses „links liegenlassen" eine Form an, die an direktem Interesse nichts zu wünschen übrig ließ und sich nach und nach zu einem für sie unerklärlichen Gefühl steigerte.

Dem klugen Auge des jungen Architekten war das alles nicht entgangen. Er hatte von Anfang an das schöne Weib in ihr bewundert — als Künstler, wie er glaubte. Aber mit der Zeit hatte sich so viel rein menschliches diesem Gefühl beigemischt, daß es seiner ganzen Willenskraft bedurfte, um seine Männlichkeit zu wahren, um sich nicht auch widerstandslos an ihren Triumphkarren spannen zu lassen und im Heer ihrer Sklaven einer mehr zu sein. Denn der Gedanke kam ihm im Ernst nicht bei, daß ihm, dem Hergelaufenen, eines Tages der geldstolze Brotherr um den Hals fallen würde. Dazu hatte er die ehrgeizigen Pläne des Alten zu sehr durchschaut.

Mochte nun das gegenseitige Zurückhalten zwischen ihm und Hella der Grund sein, mochte es Jugendkraft und Schönheit der beiden Menschen sein, die trotzdem nacheinander verlangten — es lag etwas in der Luft, wenn sie zusammentrafen, etwas Unerklärliches, Schwülles, wie in heißen Sommertagen, wenn man es fühlt, der Blitz muß kommen.

Und Axel fühlte es nur zu sehr. Es kostete ihn Anstrengungen, in ihrer Gegenwart ruhig zu erscheinen, sie nicht mit seinen glühenden Blicken zu umfangen, nicht auf sie loszustürzen und ihr zu sagen: Weshalb sind wir solche Narren? Wir lieben uns. Wir gehören zusammen, wie Schönheit und Jugendkraft zusammengehört haben seit Anbeginn. — Aber dann fiel ihm das Ende ein, wie es unbedingt kommen würde, das niederschmetternde klägliche Ende. Und er spürte, wie ihm vor Scham das Blut zu Kopfe stieg, daß er den Geschmack auf der Zunge zu haben meinte. Er redete sich ein, daß es vielleicht nicht ganz ehrenhaft gehandelt sei in seiner kargen Stellung und seinen kleinen Verhältnissen, ein Wesen an sich heranzuziehen, das zu einem Leben großen Stils erzogen sei. Ebensowenig ehrenhaft, die Mittel von ihrem Vater zu erzwingen, um ihr dies Leben weiter zu ermöglichen und in aller Ruhe selbst daran teilzunehmen. Nein, nein; dazu schätzte er sich selber zu sehr; dazu glaubte er zu stark an sich selbst und an die Zukunft seiner ernsten Arbeit.

Er hatte mittags ein Billett von Hella erhalten, worin sie ihn bat, ihr den Nachmittag zu opfern, um die Ausschmückung des Salons anzuordnen, da zum Abend ein größeres Fest stattfinden solle. Mit dem festen Vorsatz, an diesem Tage zum letztenmal das Haus zu betreten, das sein für ihn so nötiges Gleichgewicht ins Schwanken gebracht hatte, war er gleich nach Tisch hingegangen. Man wies ihn in den Salon, wo er Hella fand. Sie stand unter Körben abgeschnittener Rosen und blühender Guirlanden. Einen Moment blieb er auf der Schwelle stehen, gebannt, bezaubert. — Dann biß er sich auf die Lippen, grüßte tief und trat auf sie zu. Ganz geschäftsmäßig behandelte er die Frage des Arrangements, stieg auf die Trittleiter und begann die Ausschmückung. Und doch hatte sie gesehen, welch mächtigen Eindruck sie auf diese starke, männliche, jugendfrische Natur gemacht hatte, und sie selbst konnte sich von demselben Gefühl nicht losmachen. Wie ein Frostschauer durchlief es den schönen Körper, und dann packte sie plötzlich ein wilder Durst, ein tolles Sehnen. Sie reichte ihm einen Zweig Rosen herauf, den er erfaßte und den sie trotzdem festhielt. Ueberrascht blickte er sie an. Dann wurde er totenbleich, und seine Pupille vergrößerte sich. Da ließ sie den Kopf matt auf die Brust sinken und hielt den Zweig noch immer fest.

„Hella!"

Er stand neben ihr und preßte ihren Kopf an den seinen. Und nun warf sie ihm jäh die Arme um den Hals und küßte ihm die Augen, die Lippen — —

„Du, du willst mein Weib werden? Die Frau eines armen Teufels? Weißt du auch, was das heißt? Welche Kämpfe du mit deinem Vater zu bestehen haben wirst? Wirst du die Kraft haben?"

Sie nickte heftig erregt.

„Ich schwöre es dir."

Und nun hielt er sie von sich und sah sie in all ihrer Jugend und Schönheit, und sein Herz schwelgte und sein Künstlerauge schwelgte im Besitz des wunderbaren Weibes.

„Ich schwöre es dir, ich werde die Kraft haben."

Heute noch wollte sie mit ihrem Vater sprechen. Sie zog es vor, ihn erst auf seinen Besuch vorzubereiten. Sie bat ihn, deshalb erst morgen zu kommen.

Er küßte sie und war alles zufrieden. — Es war seine erste Liebe — —

Am anderen Morgen erhielt er mit der Frühpost einen Brief ihres Vaters, der ihm schrieb: Er wolle nicht nach einem Ausdruck suchen für das Verhalten eines Mannes, der aus der jugendlichen Verwirrung eines jungen Mädchens Kapital zu schlagen verstände. Ueberdies habe er seiner Tochter kategorisch erklärt, daß sie pekuniär nichts von ihm zu hoffen habe, wenn sie seinem Willen zuwider handele. Sie habe dann im Laufe der Unterredung selbst eingesehen, daß sie auf das gewohnte Leben nicht verzichten könne, und, um einer Wiederholung ihrer Torheit vorzubeugen, am Abend dem Landgerichtsrat von Werder-Bradburg ihr Jawort gegeben —.

Axel griff nach der Tageszeitung. Sein erster Blick fiel auf die große Verlobungsanzeige. So eilig hatte sie es gehabt, der Wiederholung ihrer Torheit vorzubeugen — —.

Die Träumerin warf sich unruhig umher. Ihre Brust ging auf und nieder. Sie sah den alten, hageren Landgerichtsrat, ihren Gatten, durchlebte noch einmal zehn endlose Jahre an der Seite des ewig kränklichen Mannes, zehn Jahre voll Glanz nach außen, aber voll trostloser Dürre nach innen. Zuerst hatte sie sich dank der tausend neuen Pflichten der Hausfrau darüber hinweggesetzt, aber nachher, als die Neuheit ihrer Stellung, des Titels und Namens vorüber war, als sie langsam verspürte, daß sie einen Selbstmord an ihrer Jugend und Schönheit verübt hatte, da war es an ihr Herz herangekrochen gekommen, da hatte sie wieder den rasenden Durst, das tolle Sehnen nicht bannen zu können geglaubt, wie damals — damals — —. Sie war eine reiche, arme Frau. Eine Frau, der die Grundbedingungen versagt waren, um Weib zu sein: die Liebe.

Dann war der Gatte gestorben. Ein Jahr war's her. Da stürzte sie sich wieder in den Strudel der Feste, um das zu suchen, um was sie sich und die Blütezeit betrogen hatte, einen Mann, dem sie ihre große Weiberliebe hingeben könnte, das Gefühl des Glücks, das sich nicht erklügeln läßt. Und gestern, auf dem glänzenden Künstlerballe, hatte sie jenen Mann wiedergesehen, an den sie Tag für Tag ihrer Ehe gedacht, mit dem sie hundertfach die Ehe gebrochen hatte in ihrem Herzen, der allein für sie die Männlichkeit bedeutete.

„Axel!"

Als wären [illegible] die besten Freunde der Welt gewesen, [illegible] er sich zu ihr setzen, ihr erzählen, [illegible] er getrieben und was er erreicht hatte. Und sie hörte mit einem seltsamen Stolz, daß er sein Ziel erstritten habe, daß er ein bedeutender Mann geworden sei. Daß er ihr gegenüber eine gewisse Zurückhaltung an den Tag legte, bemerkte sie nicht oder wollte es nicht bemerken. Sie wollte ihn wiederhaben, sie mußte ihn aufs neue gewinnen. Und sie erzählte von dem grauen Eheleben, das sie geführt, von ihrer einsamen Witwenschaft, und die Wangen glühten ihr wie im Fieber, und eine Blutwelle färbte ihr den schlanken schönen Nacken.

Er begleitete sie höflich an ihren Wagen. Aber sie zwang ihn, sie bis zu ihrem Hause zu begleiten. Stumm stieg er ein. Und sie plauderte weiter und weiter, als hätte sie Angst, er könne sich verabschieden; und dem Mann vor ihr wurde es kalt und heiß. Er mußte die Augen schließen, um sie nicht zu sehen.

„Axel," flüsterte sie. Der Wagen näherte sich dem Hause. Da machte er eine Bewegung — er faßte ihren Arm — da lagen ihre Lippen auf den seinen. „Du mußt vergeben, Axel; Axel, du mußt!"

Er nickte, tottraurig.

Sie aber jauchzte und faßte seinen Kopf mit den Händen. „Axel, Axel! Ich habe nur immer an dich gedacht. Und morgen, morgen kommst du!"

Er sah sie an, er sah, wie schön sie schien in der Glut der Liebe, er vergaß alles und küßte sie. — —

Daran dachte die Träumerin, und ihr Atem ging tief, und sie lächelte. —

Dann fuhr sie empor und griff nach der Klingel. Die Zofe erschien.

„Bald elf Uhr, gnädigste Frau."

Sie ließ sich ankleiden und betrachtete sich unverwandt im Spiegel. Wie jung sie geblieben war, wie schön! Sie bemerkte es erst heute seit langem wieder. So weiß und rosig —. Sie seufzte und lächelte — —. Ja, jung wollte sie sein, denn sie war ja auch noch jung.

Zwölf Uhr. Nun war sie fertig. Sie frühstückte hastig und ging in den Salon, da die Fenster dort nach der Straße führten. Jeden Augenblick mußte er kommen. Wahrhaftig, sie zitterte wie ein junges Mädchen und war doch schon eine Frau, eine junge Witwe von einigen dreißig Jahren. Ob er ihr das auch angesehen hatte? Sicher nicht. Er sah in ihr noch die Hella von ehedem.

Der Zeiger rückte vor. Sie wurde ungeduldig. Schon ein Uhr. Dann zwei Uhr. Die Zofe kam und erkundigte sich, wann die gnädige Frau das Diner befehle. Sie schickte sie ohne Antwort hinaus. Sie habe etwas Kopfschmerz. Als es gegen drei Uhr ging, sprang sie auf. Sie hörte Tritte im Vorzimmer. Aber es war nur der Bediente. Dann preßte sie den Kopf an die Fensterscheibe und starrte auf die Straße. Eine furchtbare Unruhe packte sie. Der Gedanke durchzuckte sie: er kommt nicht. Sie kam sich plötzlich so einsam, so verlassen und unglücklich vor — trotz ihrer Jugend und Schönheit. Und besaß sie beides überhaupt noch? Oder war es die Liebe, die ihr beides auf kurze Zeit geliehen hatte — —?

Es dämmerte. Sie trat an den Spiegel und sah ein fahles, schmerzentstelltes Gesicht mit tiefliegenden Augen. Und plötzlich wußte sie mit Bestimmtheit, daß er nicht kommen würde, weil er in ihr die Hella von ehedem noch sah und der „Wiederholung der Torheiten" vorbeugen wollte. Mit einem Schrei warf sie sich in ein Polster. Die Liebe war vorüber, auf ewig für sie. Es war alles aus.

Sie fühlte, daß sie alt geworden war. — —

Seidene Taschentücher

werden am besten in Kartoffelwasser ohne Seife gewaschen. Man kocht hiezu einige Kartoffeln, reibe sie in eine Schüssel mit frischem Wasser, lasse sie eine Stunde stehen und presse sie durch ein Sieb. Die Taschentücher werden bei dieser Methode vollkommen rein und erhalten wieder ihren früheren Glanz. — Weiße seidene Taschentücher werden am besten mit kaltem Regenwasser, dem auf 12 Teile Wasser ein Teil Salmiakgeist beigemischt ist, ohne Seife gewaschen und zweimal kalt gespült; dem zweiten Spülwasser wird so viel Anilinlösung vorsichtig zugegossen, bis das Wasser blaßrosa schimmert. Dann wird mit frischem Wasser geblaut, aber ja nicht mit Anilinblau, weil in diesem Falle die Seide violett werden würde, sondern blauweiß. Seidene Hals- und Taschentücher waschen sich vorzüglich in venetianischer Seife, die vorher gekocht und abgekühlt wurde. Man wäscht die Tücher zweimal mit dieser Seife, spült sie gut in kaltem Wasser, windet sie leicht aus, indem man die Ecken in je eine Hand nimmt und die Feuchtigkeit durch Schütteln in der Luft herauszubringen sucht, und plättet dann, ohne sie vorher zu trocknen, mit heißem Eisen.

Die Katzenjagd.

Die Mode und die Katzenfelle.

Wie ein Polizeibeamter meldete, sind in St. Louis nie so viele Hauskatzen als vermißt angezeigt worden, wie in den jüngsten Monaten, und der Verdacht liegt nahe, daß es in der Stadt viele Pelzjäger gibt, die es auf Miezchen abgesehen haben. Dieser Verdacht scheint durch die Tatsache bestätigt zu werden, daß auf der kürzlich in St. Louis abgehaltenen Pelzauktion 15,000 Katzenfelle verkauft wurden, die durchschnittlich $1 per Stück einbrachten. Da Katzenfelle in der Modeindustrie begehrt sind, um teure Pelzsorten zu ersetzen, besonders wenn es sich um Besatz für Damenkleider und Hüte handelt, ist den Freunden dieser Haustiere zu raten, etwas mehr auf sie zu achten, damit sie in diesem Winter keinen Liebhaber finden. In der Nähe von Granite City betreibt ein Arbeiter, der in einem Ost St. Louiser Schlachthaus angestellt ist und deshalb jeden Tag reichlich Fleischreste nach Hause bringen kann, eine Farm, auf der er weiße Katzen zieht, die er im Alter von fünf Monaten für je $1.50 an einen Pelzhändler verkauft, der das Fell zur Verbrämung von Kinderhüten und Schuhen verwendet. In einigen Nordstaaten sollen Katzenfarmen mit Erfolg betrieben werden und den Besitzern ansehnliche Profite einbringen.

Zwischen abergläubischem, oft fanatischem Haß und einer fast abgöttischen Verehrung und Wertschätzung schwankt das Bild der Hauskatze. Und ebenso wechselvoll ist ihr Schicksal im Verlaufe der Jahrhunderte gewesen. Bei den alten Aegyptern galt sie als heiliges Tier. Herodot schildert die Züge des Volkes nach Gustastis, der Stadt am östlichen Ufer der Nilmündung, wo die Mondgöttin Pascht verehrt wurde als Bild des Natursegens und der Fruchtbarkeit. Pascht war katzenköpfig und wird mit der Lotosblume dargestellt. Um ihren Tempel herum waren die Mumien heiliger Katzen beigesetzt. Die Vorliebe für Katzen hat sich bei den Romanen noch bis heute erhalten; diese schätzen und lieben die Katze.

In dieser Hinsicht übertrifft sie heute aber der Engländer. London ist überreich an herrenlosen Katzen, und wie bei allen englischen Verstiegenheiten treibt die Katzenliebhaberei hier ihre tollsten Blüten. Bei diesem Charakter der Katzenliebhaberei ist es nicht verwunderlich, daß die Zuchtrichtung in England und auch bei uns, sich möglichst weit von der Natur entfernt hat, so daß die wildfarbige, glatt- oder kurzhaarige Katze, die als Mäusefängerin am höchsten steht, ganz vernachlässigt wird. Auf den Ausstellungen erscheinen fast nur Fremdlinge, selbst die glatthaarigen Schwarzen und Weißen bezeichnet man als Siamesen, trotzdem sie mit der aus Siam stammenden, in der Regel isabellfarbigen und in der Maske und den Pfoten schwarzbraun gezeichneten Katze gar nichts gemein haben und in keiner Weise den mürrisch-brutalen Gesichtsausdruck der echten Siamesin zeigen. Mit Vorliebe pflegt man die aus Hochasien gekommene und schon in ihrer Heimat unter klimatischen Einwirkungen hochgezüchteten Angorakatze in allerlei Spielarten, deren Vertreter in der Mehrzahl als Chinchilla bezeichnet werden.

Im allgemeinen kann man von Rassen der Hauskatze nur in beschränktem Maße sprechen, denn das Tier hat sich unter der Botmäßigkeit des Menschen seinen Eigenwillen in der Fortpflanzung bewahrt. Ob die langhaarige Angorakatze ihre Eigenart der Kreuzung mit Felis manul, einer innerasiatischen Wildkatze, verdankt, wie es nach Ansicht von Pallas der Fall sein soll, ist doch noch fraglich. Angeblich soll sie aus China oder Persien stammen.

Die chinesische Katze hat ein langes, lichtgelbes Haarkleid und ist unter dem Einflusse der Zähmung hängeohrig geworden. Die siamesische Katze fällt durch eine merkwürdige Verkehrtfärbung auf, sie zeigt verschiedene Töne von Braun bis Gelb, die an der Schnauze, Ohren und Füßen am dunkelsten sind. Eigentümlicher Weise besitzt sie prächtig blaue Augen. Die Jungen sind anfänglich blendend weiß, später werden sie silbergrau mit schwarzen Oberspitzen, Schwanzspitzen und Füßen.

„Für die Katz'."

Ein Gedicht von Onkel Tobias.

Wenn im Dezember der Baum noch neu,
Gibt es Staunen und großes Gefreu;
Und bedauert wird es von allen,
Wenn ihm nur ein paar Nadeln entfallen.

Aber schon in den Januartagen
Dürfen die frechen Katzen es wagen,
Sich unter seinem Gezweig zu verkriechen,
Weil sie so gern seinen Tannenduft riechen.

Kein Kind aber sieht mehr groß nach ihm hin,
So treulos ist wankelmutiger Sinn.
Was eben noch galt als köstlichster Schatz,
Nach ein paar Tagen ist's blos „für die Katz!"

Fish-Pie.

Beliebige Fischreste werden mittels einer Gabel in feine Flocken zerpflückt und diese mit einer weißen Sauce, Salz und Pfeffer und ein paar Scheiben Speck in eine mit kaltem Kartoffelbrei ausgelegte Pfanne getan, in der man das Gericht ein paar Minuten im heißen Ofen braun werden läßt. Beim Servieren wird die Speise mit in Scheiben geschnittenem hartem Ei und gewiegter Petersilie garniert.

Mein Bekenntnis.

Weiß ist meine Stirne mir geblieben,
Nur die Zeit hat sich in tausend feinen
Tausend klugen Zeilen eingeschrieben,
Die wie meines Lebens Urkund scheinen.

Wer die Runenschrift versteht, der lese:
Festgehalten ist für alle Zeiten
Hier, was gut, was minder war und böse,
Hungers Weh und Sattseins Süßigkeiten.

Allen, die das Leben feige fliehen,
Will ich diese harte Stirne zeigen:
Bettler gibt es, die im Staube ziehen,
Denen gleichwohl eine Krone eigen . . . !

J. B. Schneider.

Häusliches Programm.

Für die „Mädchen hat Frau Schramm
Ein lakonisches Programm.
Dieses schreibt als Stundenplan
Sie auf einer Tafel an.
Montag lauten ihre Lehren:
„Wischen, fegen, putzen, kehren!"
Dienstag, meint sie, ist von Nutzen:
„Kehren, wischen, fegen, putzen!"
Mittwoch aber heißt's dagegen:
„Putzen, kehren, wischen, fegen!"
Donnerstag — kommt nichts dazwischen:
„Fegen, putzen, kehren, wischen!"
Freitag wickelt das Programm
Sich von vorn ab wie am Rädchen,
Denn da hat ja die Frau Schramm
Immer schon ein — andres Mädchen!

Unschädliche Farben in der Küche.

Oft bietet sich die Gelegenheit zur Benutzung von „Küchenfarben" zum Vergieren von Kuchen und Torten, zum Glacieren von kleinem Gebäck, zum Färben von Gelées, Crèmes oder Eisspeisen. Dazu bereitet man sich natürlich die Farben selbst, damit man ganz sicher ist, nichts Schädliches zu verwenden. Diese werden auf folgende Art gewonnen: Grüne Farbe: Ein paar Hände voll Spinat werden gereinigt, auf ein Sieb abgetropft, im Mörser zu Brei gestampft, der Saft durch ein feines Läppchen gepreßt und so frisch verbraucht. Rote Farbe: Man kauft in der Apotheke schon fertig bereitete Cochenilletinktur. Wenige Tropfen genügen, um eine ganze Schüssel Creme, Gelee oder Eis zu färben. Rosenrote Farbe: Cochenilletinktur, mit etwas Milch versetzt, gibt eine schöne rosenrote Farbe zur Glasur von Torten und Backwerk. Gelbe Farbe: Man schüttet eine Messerspitze voll Saffran in einen Eßlöffel voll kochendes Wasser und rührt es durcheinander; diese geringe Quantität reicht zum Gelbfärben des ganzen Inhalts einer Schüssel. Orangegelb: Man vermischt etwas Saffran nach obiger Angabe mit einigen Tropfen Cochenilletinktur. Blaue Farbe: Man löst ein wenig Indigo in heißem Wasser auf und man vermischt ihn mit einigen Tropfen Zitronensaft. Braune Farbe: 1 Unze gestoßener Zucker werden in ein kleines Kasserol geschüttet, mit ganz wenig Wasser üb